



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Holl, Karl: Revolution und Kirche

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

anderen ausschalten möchte, die mit dem kurzfristigen Eigennuz kleiner Leute in den unteren Lagerungen verbleibt, habgierig in die Breite geht und sich querweg weiterfriszt wie ein platter Schwamm, statt aufwärts zu wachsen, selbst vermöge dieser immerhin mit Organismuskraften ausgestatteten Form stecken klassenhafte Gebundenheit, Enge und Verhaftung und der klebrige Gang zum Niederen so tief in ihm drin, daß man zweifeln muß, ob er empfänglich genug ist und für eine ungehemmt entfaltete Ausgliederung, die zugleich in die Höhe steigt, jemals die erforderlichen Möglichkeiten aufbringt. Um so mehr darf man gespannt sein, was daraus wird.



Revolution und Kirche

Von Professor D. Karl Holl



Unter dem obigen Titel haben Friedrich Thimme und Ernst Kolff's einen Sammelband von Aufsätzen veröffentlicht, der eine Selbstbesinnung der Kirche über die durch den 9. November für sie geschaffene Lage darstellt.¹⁾ Klarheit zu verbreiten über die eingetretenen und noch möglichen Folgen der Umwälzung, Kräfte aufzurufen und Wege ins Neuland zu zeigen, ist der ausgesprochene Zweck des Unternehmens. Die Herausgeber waren bemüht, den weitsichtigen Gegenstand möglichst nach allen Seiten hin zu durchdringen. Das bekundet sich ebenso in der planmäßigen Aufteilung des Stoffes, wie in der Auswahl der Mitarbeiter. Neben evangelischen Theologen, auf die die Mehrzahl der Beiträge entfällt, sind auch zwei Katholiken (Muth und von Brandt) und außer Thimme selbst noch ein weiterer Laie (Niedner) beigezogen worden. Immerhin kommt kein Vertreter eines schrofferen Standpunktes dabei zum Wort. Aber die Durchschnittsstimmung in beiden Kirchen dürfte durch das vorliegende Buch wohl richtig gekennzeichnet sein.

Ohne daß es irgendwo förmlich ausgesprochen würde, sind sämtliche Verfasser darüber einig, daß die Beseitigung der monarchischen Gewalt als etwas Unwiderrufliches zu betrachten ist. Vielleicht hätte es der Aufrichtigkeit des Bekenntnisses zu der neuen Ordnung nicht geschadet, wenn gelegentlich auch der Verdienste, die der alte Obrigkeitsstaat trotz allem und allem um die Kirche gehabt hat, gedacht worden wäre. Am guten Willen wenigstens, der Kirche aufzuhelfen, hat es dem preußischen Herrscherhaus bei all seinen Mißgriffen nicht gefehlt; insbesondere wäre es niedriger Undank, der Kaiserin ihre warmherzige Teilnahme an aller kirchlichen Arbeit zu vergessen. Aber begreiflich genug ist es, daß man in evangelischen Kreisen den Wegfall des landesherrlichen Kirchenregiments als eine Befreiung begrüßt. Denn tatsächlich hat dieses als ein schwerer Druck auf der ganzen Entwicklung des Luthertums gelastet.²⁾ Ihm fällt die Hauptschuld zu, daß die deutsch-lutherische Kirche keine Volkskirche im wahren Sinn geworden ist, daß alles, was in ihr an selbständigem Unternehmungsgeist sich regen wollte, sich in die freien Vereine flüchten mußte, daß namentlich im neunzehnten Jahrhundert die Gelegenheit, die soziale Frage im großen Stil aufzunehmen, verpaßt wurde. Der Schade, der zuletzt noch durch die unglücklichen Erlasse des Ober-

¹⁾ Berlin, Georg Reimer, M. 12. —

²⁾ Ich darf dafür wohl auf mein Büchlein „Die Bedeutung der großen Kriege für das religiöse und kirchliche Leben innerhalb des deutschen Protestantismus, Tübingen 1917“ verweisen.

kirchensrats in den neunziger Jahren angerichtet wurde, wird mit Recht auch innerhalb unseres Werkes hervorgehoben. Aus dieser Empfindung heraus sind die evangelischen Mitarbeiter auch geneigt, die von ihnen als unvermeidlich angesehene Trennung von Staat und Kirche mit Ruhe hinzunehmen, ja sie, wenn nur die Loslösung nicht im kirchenfeindlichen Geist erfolgen sollte, sogar herbeizuwünschen.

In dem Stück stehen allerdings die Vertreter der katholischen Kirche anders. Auch sie erwarten von der neuen Ordnung der Dinge eine größere Bewegungsfreiheit für ihre Kirche. Karl Wuth hat in einem eindrucksvollen, wenn auch etwas einseitig gehaltenen Aufsatz die religiösen Antriebe dargelegt, auf denen das nach außen hin, in die Außerlichkeit und in die Öffentlichkeit drängende Streben des Katholizismus beruht. Aber eine Trennung vom Staat lehnt er ebenso wie von Brandt ab; getreu der Losung, die die Päpste seit Gregor dem Sechzehnten ausgegeben haben. Ganz folgerichtig ist diese Haltung nicht. Wenn vom Staat Leistungen für die katholische Kirche gefordert werden, dann wird es auch nicht möglich sein, ihm gewisse Rechte, so namentlich ein Aufsichtsrecht über Vermögenszuwachs und Vermögensverwaltung zu verweigern.

Aber die Hauptfrage ist nun — wenigstens für die evangelischen Verfasser, die katholischen vermeiden es aus naheliegenden Gründen, diese Seite zu berühren —, wie die Kirche selbst sich auf die neue Lage einrichten soll. Denn daß die evangelische Kirche nicht so bleiben kann, wie sie ist, darüber herrscht nirgends ein Zweifel.

Voran tritt die Neugestaltung der Verfassung. Da gilt es als ausgemacht, daß künftighin die Kirche ebenso wie der Staat, sich von unten her aufbauen muß. Die Einzelgemeinde muß die grundlegende Einheit bilden, das Wahlrecht muß herabgesetzt und auf die Frauen ausgedehnt, der Behördengeist gemindert werden, an Stelle der Konsistorien und des Oberkirchenrats muß die Synode in ihren verschiedenen Abstufungen die eigentliche Leitung der Kirche in der Hand haben.

Das alles sind berechnete, von den Reformfreunden in der Kirche längst aufgestellte Forderungen. Bedenklich ist nur, daß die meisten Verfasser sie kurzerhand mit der Notwendigkeit einer „Demokratisierung“ der Kirche begründen. Schian hat mit Recht dieses Schlagwort abgelehnt. Es ist Sohns unvergängliches Verdienst, klar gemacht zu haben, daß die Kirche nie demokratisch gewesen ist und nie demokratisch sein kann. Die Wahrheit, auf die sie sich gründet, wird nicht durch Mehrheitsbeschlüsse gefunden oder lebendig erhalten. Vielmehr sind es immer einzelne große, von prophetischem Geist erfüllte Persönlichkeiten gewesen, die in die Tiefen der Gottheit einzudringen und das für die Zeit Notwendige auszusprechen vermocht haben, und darauf, daß dieser prophetische Geist niemals in ihr ausstirbt, beruht alles Leben und alle Entwicklung in der Kirche. Die Anerkennung dieses Vorrechts der Sonderbegabten schließt das allgemeine Priestertum nicht aus, so wenig als in der Urkirche die Hochschätzung der *πνευματικοί* den Besitz und die Zukündigkeit des *πνεύμα* bei allen übrigen aufhob. Denn das Wort jener Auserwählten erhält seine Verbindlichkeit erst dadurch, daß die Gemeinde, an die es gerichtet ist, es als dem Geist Gottes wirklich entsprechend bekräftigt. Frei, muß der Geist sich auswirken können; aber ebenso frei, nur durch die Überzeugungskraft der Sache selbst hervorgerufen, muß auch die Zustimmung sein. Von diesem Standpunkt aus lassen sich jene Forderungen sicherer und der Kirche angemessener begründen, als durch den bloßen Hinweis auf den demokratischen Geist der Zeit. Manches wird sich allerdings dann auch anders stellen. Es ist bezeichnend, daß nur Otto den doch vielfach in der evangelischen Kirche erwogenen Gedanken einer Einführung des Bischofsamts erwähnt und ihm ein inneres Recht zuerkennt. Wenn das Charisma, die persönliche Führerschaft, etwas gelten soll, dann darf dies auch in der Verfassung neben der Vertretung der Gemeinde

seinen Ausdruck finden. Jedenfalls wird die evangelische Kirche gut tun, ihre eigenartigen Grundsätze nicht bloß gegenüber der katholischen Kirche, sondern auch gegenüber dem Staat zu betonen; gerade da wo ihre Einrichtungen sich, äußerlich angesehen, mit denen des Staates decken. Sonst droht ihr die Gefahr, daß sie im Wettstreit oder im Zusammenstoß mit dem Staat sich selbst verliert.

Wenn man die Freiheit innerhalb der Kirche in der angedeuteten Weise erweitert, dann erscheint es als eine besonders schwierige Aufgabe, gleichzeitig die Einheit, die feste Kirchenform, zu behaupten. Es ist erfreulich, aus den verschiedenen Aufsätzen zu sehen, daß ein starker Wille zum Zusammenschluß innerhalb des Protestantismus da ist; doppelt erfreulich, daß Heim auch für die Gemeinschaftsbewegung dies bestätigt. Ebenso scheint, wenn man auf Grund unseres Buchs schließen wollte, die Stimmung zu überwiegen, daß der Einheit zu lieb in der Frage des Bekenntnisses nachgegeben werden müsse. Hier kann man sich indes des Gedankens nicht erwehren, daß gewisse Widerstände von unsern Verfassern unterschätzt werden. Bezüglich der rechtlichen Form der Zusammenfassung hört man in unserem Buch wenig. Titius denkt an einen Volkskirchentag zuzuneigen. Die Frage ist noch im Fluß. Es ist möglich, daß eine Verbindung von beidem als das Endgültige herauspringt.

In all diesen Verfassungsplänen ist schon vorausgesetzt, daß die Kirche „Volkskirche“ oder wie es Joh. Meyer mit einem die Zweideutigkeit vermeidenden Ausdruck sagt, Nachwuchskirche bleiben müsse. Volkskirche, nicht Freiwilligkeitskirche. So berechtigt die Forderung an sich ist, daß die Zugehörigkeit zur Kirche sich auf den freien Entschluß des einzelnen gründen müsse, so gewiß trifft auch das andere zu, daß eine diesen Grundsatz ausschließlich betonende Gemeinschaft ihre Pflicht gegenüber dem Volksganzen, in dem sie doch lebt, verabsäumt. Sie wird nur zu leicht zu einer Sammlung von sich als ausermählt Dünkenden, die sich in ihrem Selbstgefühl versteifen. Man hört es darum gern aus dem Mund von Karl Heim, daß auch die Gemeinschaftsbewegung nicht daran denkt, eine Freiwilligkeitskirche neben der Volkskirche zu werden; sie will nach der Art des Pietismus als *ecclesiola in ecclesia* wirken. Was die Volkskirche gegen sich hat, den Mangel an innerem Aufschwung, der durch den überlieferungsmäßigen Eintritt in die Kirche erzeugt wird, läßt sich ausgleichen, wenn der Konfirmation eine verstärkte Bedeutung gegeben wird. Sie muß zu einer Gewissensangelegenheit erhoben werden, zu einer persönlichen Entscheidung, in der der einzelne seine bisherige Zugehörigkeit zur Kirche frei bejahen — oder auch lösen kann. Es wird Pflicht der Kirche sein, gerade auch diese zweite Möglichkeit den Mündigwerdenden deutlich zu machen und einem Zwang der Sitte, der ihr nur Scheinvorteile bringt, entgegenzuarbeiten. Dann ist sie (d. h. nicht der einzelne Pfarrer, sondern etwa der Gemeindefkirchenrat) umgekehrt auch in der Lage, ihrerseits dem Unreifen oder Unmündigen die Einsegnung zu verweigern.

Niemand in unserem Buch täuscht sich darüber, daß die Volkskirche, die uns allen als Ziel vorschwebt, tatsächlich noch nicht oder nicht mehr besteht. Sie war einmal da, im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, d. h. sie reichte bis zum Ende der Orthodorie, wie Otto, diesem Zeitalter gerechter werdend als die meisten Geschichtsschreiber, beiläufig bemerkt. Seitdem ist das Christentum als Macht des persönlichen Lebens im steten Rückgang begriffen; bis dann das neunzehnte Jahrhundert zugleich mit dem Vordringen der sozialen Bewegung den Massenabfall gebracht hat. Welche Gründe beim heutigen Arbeiter für seine Abneigung gegen Religion und Kirche bestimmend sind, haben Wahling und Otto eindringend untersucht. Beide betonen, daß weniger „wissenschaftliche“ Überzeugungen dabei maßgebend sind — obwohl auch diese nicht fehlen: der Arbeiter fühlt sich durchaus nicht als „ungebildet“, sondern hält umgekehrt den Pfarrer für wissenschaftlich rückständig —, als vielmehr Klasseninstinkte. Die Kirche gilt dem Arbeiter als eine Anstalt der Reichen, als Knechtungs- und Verdummungsmittel für das Volk. Auch Äußerlichkeiten, die wir nur zu leicht übersehen, spielen dabei eine Rolle. Oftmals

wenn ich in der Kaiser-Wilhelms-Gedächtniskirche inmitten der gepuzten Leute saß, habe ich mich gefragt, ob wohl ein Arbeiter diese Kirche als seine Kirche, diese Gemeinde als seine Brüder anzuerkennen vermöchte.

Das bedeutet, daß die Kirche ihre Aufgabe zunächst im weiten Umfang als eine Missionsarbeit verstehen muß. Unter dem Druck dieser Erkenntnis scheinen sich nun endlich die Sulzeshen Gedanken über Gemeindeordnung und Gemeindepflege durchzusetzen, nachdem sie bisher zumeist nur erwogen, auf dem Papiere fortgebildet, aber von den Älteren in der Regel als unausführbar zurückgewiesen worden waren. Otto, dessen Beitrag ich überhaupt am höchsten stellen möchte, schüttet einen ganzen Reichtum von neuen Anregungen aus. Zweierlei scheint mir darunter besonders beachtenswert. Einmal der Nachdruck, den Otto auf den Dienst der Kirche an den Erwachsenen legt. Jetzt steht es so, daß die unmittelbare Hilfeleistung der Kirche gerade bei dem Alter aufhört, von dem an sie am nötigsten wäre. Daraus ist die Meinung in unserem Volk erwachsen, als ob der Konfirmierte „fertig“, die Konfirmation etwas wie eine Entlassung aus der Schule wäre. Es ist dringend nötig, die „Gebildeten“ wie die Arbeiter daran zu erinnern, daß man in der Religion nie fertig wird und daß die Religion wie jede Willenschulung der ständigen bewußten Übung und Pflege bedarf. Für das letztere empfiehlt Otto die Begründung von Stätten stiller Sammlung, in die man sich zeitweilig zurückziehen könnte. Er meint dabei nicht eine gedankenlose Nachahmung des katholischen Ordenswesens, wie das auch schon einmal uns nahegelegt worden ist, sondern Pflegestätten der Erbauung, wie sie sich jetzt schon vereinzelt im Protestantismus finden (Blumhardts Bad Boll, Joh. Müllers Schloß in Mainberg). Damit trifft er gewiß einen wunden Punkt. Mehr als alles andere hat der rastlose, den ganzen Menschen ununterbrochen beanspruchende Geschäftsbetrieb bewirkt, daß die Religion der Masse unseres Volkes aus dem Gesichtskreis entschwand. Es blieb keine Zeit übrig, an sie zu denken. Vergewenärtigt man sich dann die riesenhafte Arbeitslast, die uns der Friede auferlegen wird, so bleibt keine Hoffnung, daß sich dies von selbst bessern wird. Hier gilt es Gegengewichte zu schaffen, für Ruhepausen zu sorgen und Veranstaltungen zu treffen, daß diese Ruhepausen zur Selbstbesinnung und inneren Vertiefung ausgenützt werden können. — Von den Winken, die Otto für eine Neubelebung des Gottesdienstes gibt, möchte ich nur eine Bemerkung herausgreifen. Er fordert „die Umwandlung unserer stark lehrhaften kirchlichen Versammlungen zu wirklichem Kultus, mit Feierlichkeit und Andacht, mit dem Erlebnisse des numen praesens . . . mit einem Wort, daß im Kultus Religion selbst zum lebendigen Akt werde“. Auch diesen Wunsch teile ich durchaus. Nur möchte ich auch hier vor einem Mißverständnis warnen. Es kann sich nicht darum handeln, etwas wie anglikanisches Hochkirchentum bei uns einzuführen, wohl aber darum, die Form der Abendmahlsfeier in dem Sinn neuzugestalten, daß dabei die Gegenwart des Herrn inmitten seiner Gemeinde verspürt werden kann.

Indes seltsam, während die Kirche sich auf Mittel besinnt um die ihr Entfremdeten wiederzugewinnen, fürchtet sie auf der anderen Seite, daß diese sich ungerufen bei ihr einstellen möchten. In die Erwägungen über das künftige Wahlgesetz spielt die Besorgnis stark herein, die Sozialdemokratie könnte vielleicht die Gelegenheit der Wahlen benutzen, um die Herrschaft auch in der Kirche an sich zu reißen. Die Verfasser unseres Bundes stehen dieser Möglichkeit mit großer Zuversicht gegenüber. Wäre die Sozialdemokratie nur einmal erst in der Kirche drin, dann würde nach einer vielleicht nicht angenehmen Übergangszeit vermöge der der Religion innewohnenden Eigenkraft sich alles wieder zurechtstellen. Man kann nur wünschen, daß diese Hoffnung sich erfülle. Aber wäre nicht auch noch eine dritte Möglichkeit denkbar? Die, daß eine Sonderkirche der Arbeiter neben der bisherigen Kirche entstände? Bei dem scharfen Gegensatz, in dem sich die Arbeiter auch jetzt noch den „Besitzenden“ gegenüber wissen, und bei den Fortschritten, die der sozialistische Gedanke unter den Pastoren und namentlich unter unserer Jugend macht, liegt diese Gefahr vielleicht näher als die andere. Aber um

ihr zu begegnen gilt es erst recht, daß die Kirche jetzt dem Arbeiter mit Vertrauen und mit Verfühlichkeit entgegen kommen muß.

Die weitaus schwierigste Frage in dem neu zu ordnenden Verhältnis von Kirche und Staat betrifft den Religionsunterricht in der Schule. An diesem Punkt ist keiner der drei Berichtersteller (Trölsch, Kolffs, Meyer) zu einer befriedigenden Lösung gelangt. Das liegt freilich nicht an ihnen, sondern an der Unentwirrbarkeit der Sache. Sie sind einig darüber, daß ein religionsloser Moralunterricht oder ein nur geschichtlich berichterstattender, höchstens auf Erweckung eines allgemeinen Religionsgefühls ausgehender Religionsunterricht nicht nur wertlos, sondern geradezu schädlich wäre. Denn sittliche Beeinflussung ist nur auf der Grundlage der Religion möglich und Religion gibt es nur in bestimmter Ausprägung. Sobald man dies einräumt, bestehen bloß zwei Möglichkeiten. Entweder läßt man die Religion völlig aus der Schule heraus. Aber dagegen wird sich schon die Schule sträuben, wenn anders sie sich nicht nur Verstandesbildung, sondern Persönlichkeitserziehung zum Ziel setzt. Und die Kirche wird unzufrieden sein, wenn sie gerade in der wichtigsten Zeit nur nebenher an den Kindern arbeiten darf. Oder läßt man den Religionsunterricht in der Schule durch die von der Kirche Beauftragten erteilen. Dann ergibt sich innerhalb der Schule ein störendes Nebeneinander von weltlichem und geistlichem Unterricht, von kirchlichen und unkirchlichen Lehrern. Danach bleibt nur übrig, das bisherige Verhältnis im großen und ganzen bestehen zu lassen und seine Härten durch Verzicht auf jeden Zwang für Lehrer und Schüler zu mildern.

Mit einer gewissen Freudigkeit sind Herausgeber und Mitarbeiter an ihre Aufgabe herantreten. Sie glauben daran, daß die Kirche eine große Zukunft vor sich hat. Solche Stimmung brauchen wir. Nur wer glaubt, kann etwas schaffen.



Der Stand der „Weltrevolution“

Von Dr. Richard Hennig

Snde 1918 und Anfang März 1919 habe ich in den „Grenzboten“ auf Grund unverdächtiger, feindlicher und neutraler Zeugnisse dargelegt, wie die „rote Grippe“ sich in Gestalt von Revolutionsfieber und sozialen wie politischen Umsturzbestrebungen zu einem Siegeszuge um die ganze Erde oder doch zumindest durch alle Kulturländer anschickte. Seither hat man sogar durch die deutschen Zeitungen, in denen kaum noch etwas anderes zu lesen ist, als von Streiks und Straßenkämpfen und anderen innerpolitischen Vorgängen in Deutschland selbst, erfahren, daß in der Tat der Geist der Auflehnung gegen die politische Gewalt und gegen den Kapitalismus feuchenartig immer weiter um sich greift. Ende März kamen bedrohliche Meldungen über Aufstandsbewegungen in Ägypten gegen die englische Herrschaft, die seit Mitte Mai durch Nachrichten über Meutereien der in Ägypten stehenden englischen Truppen, Bildung von Soldatenräten in Kairo, Suez und anderswo ergänzt wurden; aus Indien kamen im April Nachrichten, daß dort die gefährlichste Rebellion seit 1857 ausgebrochen sei, und am 19. April wurde in London amtlich bekannt gegeben, ganz Indien befinde sich „in offenem Aufruhr“. Sowohl in Ägypten als auch in Indien sind die Unruhen mit großer Grausamkeit niedergeschlagen worden, über die nur andeutende Einzelheiten aus englischen Blättern zu entnehmen sind. Außerdem ist seit Monaten eine derartig strenge Nachrichtenzensur eingeführt, daß selbst das englische Parlament nicht erfährt, was hinter dem Vorhang in den genannten beiden Ländern sich abspielt. Dazu kommt die neue Gärung in Irland, die von amerikanischer